

# Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

20. Sonnabend, am 11. März 1843.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

## Taschenbücher.

**Christoterpe.** Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1843. Herausgegeben in Verbindung mit mehreren Anderen von Albert Knapp. Mit einem Kupfer. Heidelberg, Universitäts-Buchhandlung von Carl Winter.

Wir begrüßen hiermit den ersten Jahrgang eines Taschenbuches, das sich seiner Richtung und seinem Inhalte nach, wesentlich von allen übrigen Almanachen unterscheidet. Es ist der milde Ernst jenes auf das Evangelium festgestützten Glaubens, verbunden mit der Begeisterung, die, aus der kindlichsten Liebe zum Heiland geboren, nur ihm und den erhabenen Interessen der Menschheit geweiht ist, was allen diesen Mittheilungen ihr eigenthümliches Gepräge verleiht.

Wir begegnen gleich anfänglich einer biographischen Skizze von Dr. H. G. v. Schubart, unter dem Titel: „Züge aus dem Leben des William Grimshaw, gewesenen Predigers des Evangeliums zu Hawerth in England.“ Wie überall in den Schriften dieses tiefdenkenden und für das wahre Christenthum begeisterten Verfassers, wird man auch hier den psychologischen Mittheilungen desselben mit warmem Interesse folgen, welche durch ihren würdigen Gegenstand eben so lehrreich, als erbaulich werden.

Den weiteren Inhalt des Taschenbuches bilden:

Poetische Mittheilungen von Friedrich Motter, Gedichte aus fremden Sprachen enthaltend, welche werthvolle Reliquien von Franzisko Aldana, Calderon de la Barca, v. Mora, Manzoni, Petrarca, Lamartine und Lord Byron bringen, an welche sich einige Gedichte schließen, welche als Nachbildungen nach Jacob Böhme und dem heiligen Augustin besondere Beachtung verdienen.

Sodann folgen drei Mittheilungen in Prosa: Das ängstliche Harren der Creatur. Vom Herausgeber. Hierauf: Ueber die Lehre von der Gleichheit der Menschen. Von Professor Dr. Lange in Zürich und: Hin- und hinab. Eine Erzählung von Dr. G. Booth.

Drei Aufsätze, von denen ganz besonders die beiden

Ersten viel Tiefgedachtes, Wahres und Treffliches enthalten.

Mehrere Sammlungen zum Theil sehr werthvoller Gedichte, unter welchen wir wiederum insbesondere die Beiträge von Dr. E. M. Arndt und Dr. Hopfenack hervorheben möchten — sodann einige lateinische Hymnen und eine Sammlung Aphorismen unter dem Titel: „Bilder ohne Rahmen,“ bilden den weiteren Inhalt des Taschenbuches. Den Schluß desselben aber krönen die Gedichte von Albert Knapp, welche gleich einem Glanzgestirn, drei verschiedene Größen, Friedrich Schiller, Napoleon und Schelling umschließen, oder vielmehr diesen drei eben so ausgezeichneten, als verschiedenartigen Erscheinungen gewidmet sind. Da der Raum dieser Blätter nicht gestattet, den reichen Inhalt dieser, der wärmsten Begeisterung entströmten Gedichte, näher anzudeuten, so begnügen wir uns damit, den Leser ganz besonders auf dieselben aufmerksam zu machen, indem der Standpunct, von welchem aus der geehrte Verfasser die Gegenstände seiner Wahl beleuchtet, reich an neuen, überraschenden Anschauungen ist.

Die äußere Ausstattung des Taschenbuches ist solid und empfehlenswerth. ....)

**Das Leiden der Tellus.** Ein Versuch, das Publikum in das große Räthsel hineinzuführen. Von Prof. P. Scheitlin. St. Gallen, Verlag von Scheitlin und Zollikofer. 1842.

Der menschenfreundliche Verfasser geht in seinen Betrachtungen über die physischen und moralischen Leiden der Erdbewohner von dem Standpuncte aus, daß die Sünde mehr oder weniger eine Folge des Unglücks, im gewöhnlichen Falle ein Reizmittel der Tellus, was aber auf ihre eigene Unvollkommenheit schließen lasse. So wie nun die kranke Atmosphäre Krankheiten ihrer Bewohner hervorbringe, so seyen auch sittliche Unvollkommenheiten eine Folge der klimatischen Verhältnisse, denn jeder Mensch theilt alle solarischen, tellurischen, Rasse-, Stammes- und Familieneigenheiten in größerem

oder kleinerem Grade. Viel Tellurisches reizt nicht zur Uebertretung, Vieles reizt, den Einen dieß, den Anderen jenes. Die überwiegende Reizempfänglichkeit ist — die Erbsünde. Es giebt aber allgemeine Reize, worauf die Sünde der ganzen Menschheit ruht, besondere in Stämmen und Familien. Jede Altersstufe, jedes Geschlecht hat seine eigenen. Auf dem Allgemeinen stehen die besonderen Verhältnisse: Staat, Kirche, Haus, Beruf &c., die alle mit eigenen Reizen kämpfen müssen. Die eigensten sind die des Individuums. Es existirt Keiner, der die Sünde der Allgemeinheit nicht verstände, weil alle Sünde in ihrem Grundwesen dieselbe ist; die Sünden der Verhältnisse hingegen werden nur von denen, die in ähnlichen Verhältnissen leben, verstanden. Wenn also Tausende das Gleiche thun, so thun sie doch nicht das Gleiche — denn Verhältnisse, Temperament, Erziehung bewirken Abstufungen — was also ein Sünder thut, hätte selbst der ihm Allerähnlichste nicht mit völlig gleichem Grade von Schuld, selbst, wenn er sich dessen ernstlich beflissen, thun können. Aber die menschliche Criminalgesetzgebung nennt auch ihre lautesten, gen Himmel ausschreienden Ungerechtigkeiten wegen ihrer Allegation der Paragraphen und der Formel „von Rechtswegen“ Gerechtigkeit. Nicht einer ihrer Paragraphen ist mit einem Sündenfalle völlig congruent, und alle ihre Strafen sind für alle Thaten, unter Hundert Eine ausgenommen, zu hart oder zu mild. Weil sie erst noch keine Casuistik seyn darf, berührt sie nicht einmal die Hälfte der Missethaten. Drei Instanzen übereinander verurtheilen oft mit dem gleichen Gesetze in der Hand — den gleichen Verbrecher zum Hochgerichte, oder nur zum Gefängniß auf mehrere Jahre, oder sie sprechen ihn frei, und fünf Behörden beurtheilen den gleichen Fall auf fünf oder gar sechs Arten, sich alle vollkommen widersprechend. So verliert das Gesetz seine Bedeutung, das Gericht die Achtung, und die Nothwendigkeit einer Jury, welche das göttliche Princip in sich trägt, oder zu verwirklichen sucht, tritt um so stärker hervor. Nicht die Jury, sondern die Gesetze und deren Deutung sind Willkür. Ist die Jury eine Willkür, so ist sie auch eine sehende. Aber die Gesetze sehen nicht. Psychologische Urtheile, z. B. eines Salomo (wie dergleichen noch jetzt im Orient vorkommen, auf die wir so vornehm herabsehen) sind der Willkür conträrster Gegensatz.

In diesem wohlwollenden, nicht aufreizend tadelnden Geiste ist das ganze Buch geschrieben, das zu dem tröstenden Schlusse aller Theodiceen führt, daß die Mangelhaftigkeit dieser Welt nothwendig sey, weil ohne

Versuchung kein Sieg, ohne Unglück keine Läuterung des Menschen denkbar ist. Nk.

---

**Die letzte Soirée der Gräfin Tolfa, oder: „der Nemesis Walten.“** Roman von der Verfasserin der „Gräfin Löwenmark.“ 2 Theile. Gera, Heinsius'sche Verlagsbuchhandlung. 1842.

Die geistreiche Verfasserin dieses Romanes, welche der Lesewelt bereits schon früher durch den Roman: „Die Gräfin Löwenmark“ bekannt ist, hat sich von Neuem und mit dem glücklichsten Erfolge in das Gebiet der Romantik begeben. Auch dieses neueste Product ihrer Muse bewegt sich in dem höheren Kreise der *beau monde* und entfaltet einen Reichthum von eben so interessanten, als trefflich gelungenen Characterzeichnungen; die Intrigue ist fein und geschmackvoll verschlungen, nichts Uebernatürliches, alles rein auf das wirkliche Leben basirt und die Schilderung weiblicher Herzen eben so wahr, als sicher durchgeführt, und daher wird die freundliche Aufnahme in den Kreisen der gebildeten Leser und Leserinnen diesem Romane nicht mangeln, so wie derselbe besonders dem schönen Geschlechte als geistreiche Lectüre zu empfehlen ist. — dt.

---

### Ueber den Styl in der Schauspielkunst.

(Beschluß.)

Das ärgste auf unseren deutschen Bühnen ist nun aber, daß man im Allgemeinen sich über die Grundverhältnisse noch so häufig im Streite befindet, und sogar die ernsthafte Frage aufwerfen kann: ob man die Verse wie Prosa behandeln, das Metrum und die Reime darin ganz unterdrücken, oder sie gegentheils den Zuhörern vorscandiren solle? — So naiv diese Fragen scheinen, so sind sie doch noch neuerdings wirklich aufgeworfen und man hat dabei eine Anweisung für die Schauspieler verlangt, wie die Verse überhaupt vorzutragen, und welche denn auch Müllner und A. für sie geschrieben haben. — Wenn aber die armen Leute einer solchen Anweisung noch bedürfen, so sind sie freilich übel daran, und man sollte Fragen der Art lieber sogleich an die Oper verweisen, damit sie sich um die Rede selbst nicht weiter graue Haare wachsen lassen.

Was die ersten Grundverhältnisse zwischen der Prosa und der metrischen Poesie betrifft, so kann ich hierauf nicht weiter eingehen und ich setze sie als die Elemente voraus, da es mir hier auf etwas Höheres

ankommt, nämlich auf die verschiedenen *Sty le* hinzu-  
deuten, welche die deutsche Schauspielkunst in Beziehung  
zu unserer univervellen dramatischen Poesie in dem To-  
tale der Bühnendarstellungen, als in sich cohärent aus-  
zubilden hat.

Ein jedes selbstständige dramatische Gedicht ver-  
langt sein Recht und es will ganz in dem Geiste, wie  
es vom Dichter empfangen und aufgefaßt ist, wieder-  
gegeben werden. Nun überschau man aber einmal das  
reiche Feld unserer dramatischen Literatur, insofern sie  
für ein allgemeines deutsches Bühnenrepertoire sich  
eignet, und mache sich vertraut mit dem besonderen  
Genius der verschiedenen Producte, welcher den Geist  
und die Weise bestimmt, wie sie von der Schauspiel-  
kunst aufgenommen werden sollen. Hier haben wir  
eine Goethe'sche „Iphigenia“ ganz im gehaltensten  
antiken Style; dort einen „Göt v. Berlichingen,“ durch-  
weg fester gothischer Kern; und wieder seinen völlig  
eigenthümlichen „Faust;“ hier die schauerliche nor-  
dische Romantik in Dehrenschlager's noch nicht genug  
bei uns geschätzten, ächt nationalen Dramen, dort das  
Blühende und Glühende der südlichen Romantik in Calde-  
ron und anderen; hier Schiller's verschiedene Dramen,  
von denen jedes einen in sich geschlossenen Mikrokosmos  
abgiebt; Idealismus und Realismus, galante Chevalerie  
und überirdische Verklärung in Schiller's „Jungfrau  
von Orleans“; ächter treuer Schweizercharacter, ur-  
kräftiges Bergvolk im „Tell;“ durchgeführte spanische  
Grandeza in „Don Carlos;“ politisch-kalter Pro-  
testantismus und begeisterte Religion der Künste in  
„Maria Stuart;“ großartige Portraits des dreißigjäh-  
rigen Krieges und stille Treue bis zum Tode im „Wal-  
enstein“ u. — Weiterhin gar Shakespeare mit  
seiner poetischen Weltgeschichte und jenen gigantischen  
Gebilden, welche wie eigene Schöpfungen, auch in sich  
selbst ihre eigenen Regeln und Gesetze enthalten: —  
alles dieses, und so manches Eigenthümliche, wodurch  
das Nationale und Climatische auf den Styl der  
Dichtung und Darstellung einwirkt — — — — —  
welch ein unermesslich reiches Feld für die Kunst des Schauspie-  
lers und wie wenig doch bei uns, besonders im Zu-  
sammenhange mit seiner cohärenten Totalität gewür-  
digt, erkannt und cultivirt.

A. W. Schlegel sagt in seinen „Vorlesungen  
über dramatische Kunst und Literatur“ (Band II  
Seite 423): „Ueberhaupt sollte man den Schauspielern  
nicht einbilden, daß sie so wichtige und unentbehrliche  
Leute seyen. Nichts ist seltener, als ein wahrhaft gro-  
ßer Schauspieler; allein nichts ist häufiger, als Rollen

so leiblich auszufüllen, wie wir es gewöhnlich sehen.“ —  
Dieses ist leider ein wahres Wort zu unserer Zeit,  
und um dagegen opponiren zu können, müssen die  
Schauspieler vor allen Dingen sich ihre Aufgabe höher  
stellen und ein gemeinschaftliches Schutz- und Trutz-  
bündniß errichten, um die verschiedenen dramatischen  
Gedichte so darzustellen, daß man eben so viel einzelnes  
Genie, als allgemeinen Zusammenhang in ihren Be-  
mühungen erkenne. —

Dieses würde aber etwa auf folgende Art anzu-  
fangen seyn:

Vor allen Dingen suche der Schauspieler, wenn  
er überhaupt als solcher nicht bloß berufen, sondern  
wirklich auserwählt ist, sein eigenes Individuum  
von allen bösen Angewohnheiten, Nachlässigkeiten und  
Unarten in Sprache, Miene, Haltung, Gang, Stellung  
und Bewegung gänzlich zu befreien, so daß seine Er-  
scheinung eine durchaus reine und untadelhafte ist, welche  
jede Form leicht annehmen und sich ihr anschmiegen  
kann. Nach diesem Reinigungsgeschäft, welches jedoch  
völlig gelungen seyn muß, prüfe er an sich selbst Fried-  
rich Schlegel's Ausspruch: „Wir können nicht  
heraus aus unserm Leibe!“ und sehe zu, ob es ihm mög-  
lich ist, überall „einen neuen Menschen anzuziehen,“  
denn sich selbst auf der Bühne täglich darzustellen,  
ist keine besondere Kunst und die fortwährend (nur in  
anderen Kleidern) wiederkehrende subjective Erscheinung  
des Schauspielers ermüdet den Zuschauer so sehr, daß  
jener ihm bald lästig werden muß.

Gelingt ihm aber durch ein richtiges von Talent  
unterstütztes Streben nach Objectivität in seinem  
Spiel (wie sie ein Devrient, Seydelmann und Döring  
besitzen) der Verwandlungsproceß, und wird es ihm  
leicht, sich in den seiner eignen Persönlichkeit fremdartig-  
sten Formen mit Freiheit zu bewegen, und den Charac-  
ter der Rede, so wie die ganze Haltung und Action dem  
Allgemeinen und Besonderen der ihm vorliegenden dra-  
matischen Dichtung anzupassen, so darf er es für sich  
muthig wagen, auf eine feste Ausbildung der verschiede-  
nen *Sty le* in seinen theatralischen Darstellungen hinzu-  
arbeiten, und es wird ihm nicht nur möglich werden,  
sich heute die von jeder Convenienz entbundene, freie  
und edle Haltung des hellenischen Heroen anzueignen,  
der unter dem schönsten Himmelsstriche geboren, die  
Schönheit seiner Formen in Wettläufen und Kampf-  
spielen zur vollkommensten Harmonie auszubilden Gele-  
genheit hatte, sondern er wird auch morgen in dem  
Harnische Berlichingen's ganz verwandelt und als jener  
mit dem Eisen verwachsene altdeutsche Held erscheinen,

und sich weiterhin so proteusartig objectiv gestalten können, daß es uns in der That so vorkommen muß, als sey es ihm möglich, seinen eigenen Leib zu verlassen und, mit dem verschiedenen Theaterkleide auch einen neuen Menschen anzuziehen. „Kleider,“ sagt das Sprichwort, „machen Leute!“ In der Schauspielkunst aber müssen auch die Künstler erst den Costümeß, durch das rechte Spiel, das zu einer antiken oder Rittertracht erfordert wird, die wahre charakteristische Bedeutung geben.

Ist es nun jetzt und früher schon diesem und jenem Schauspieler gelungen, seine Individualität also zu verläugnen und dieselbe in den besonderen künstlerischen Styl der ihm aufgegebenen theatralischen Darstellung hinübergehen zu lassen, so sieht es freilich, was das Total und die gesammte Aufführung betrifft, um so schlimmer aus, wenn nicht seine Mitkünstler den gleichen Weg mit ihm gewandelt sind. — Das nun aber ist gerade der Gräuel der gegenwärtigen deutschen Bühnen, daß es nur einzelne jener weisen Raben zerstreut auf ihr giebt, indeß der größte Theil der mit ihnen wirkenden Schauspieler sich nicht aus dem Sumpfe seiner alltäglichen Natürlichkeit zum Genialen erheben kann, und jene höheren Erscheinungen so isolirt dastehen läßt, daß man entweder von ihrer Macht überrascht, vor ihnen erschrickt, oder sie in ihren trivialen Umgebungen bemitleiden muß.

Wer hat nicht auf diese Weise alle unsere einzelnen großen Künstler ausgestellt gesehen!

Nicht also Du mein Held allein, mußt Dich mit Freiheit aus dem idealen Theseus in den freikräftigen Zell, aus diesem wieder in den eisernen Gög zc. Deinem ganzen Wesen nach verwandeln, und den entgegengesetzten Grundformen Deine Individualität anpassen können, sondern alle Deine Mitschauspieler müssen bei jeder verschiedenen Darstellung Hand in Hand greifen, und Ihr insgesammt sollt nur als ein einziges Gedicht, als ein einziges unzertrennliches Kunstwerk erscheinen, wo Theil in Theil, Glied in Glied gefügt ist, und Eins das Andere beherrscht und ihm wieder dient, je nachdem es der in sich selbst wirkende Organismus von Moment zu Moment nothwendig macht. Nur unter diesen Umständen tritt überall Haltung und Ensemble ein, und die Schauspielkunst stellt dann, wie eine lebende Historienmalerei, ein großes Ganze auf, in welchem ein ächter Styl, ein durchgreifender Grundton herrscht, und vor dem die Zuschauer mit freudigem Erstaunen

verweilen, weil sie neue Menschen und neue Welten vor sich zu erblicken wännen. So betrachtet, ist nun Eure Kunst etwas ganz anderes, als wie Ihr sie jetzt in der Regel betreibt, und Ihr dürft Euch alsdann mit Stolz auf sie berufen, eben weil sie schwieriger, als jede andere ist; denn Ihr müßt nicht nur in Gemeinschaft mit vielen, sondern auch für Euch selbst ganz entsagen lernen; und Euch sogar oft da zum Dienenden bequemen, wo die Begeisterung ihren freien Aufflug nehmen möchte. — Auch die französische Schauspielkunst bleibt dann weit hinter der Euren zurück; denn jene kennt nur Eine, höchst beschränkte Grundform, und ist slavisch an ihre Convenienz gebunden, die Eure aber ist universell und frei, wie der Character der Nation, aus der sie hervorstiegt, und Ihr wißt die verschiedensten Style zu ergreifen und in lebendiger Wahrheit aufzustellen; ja Ihr gebietet dann über eine Kunstwelt, während der Franzose nur als der Satrape eines einzelnen Reiches zu betrachten ist.

Uebrigens geht der Weg zu dieser höheren Schauspielkunst keinesweges durch die Schulen, wie manche es glauben machen möchten; denn in den Schulen gewinnt man nur, was eben erlernt werden kann, und das ist nun gerade hier nicht das Höchste. Dazu sind unsere neueren Schauspielschulen auch immer Schulen der Einseitigkeit gewesen, dieser aber wollen wir entgegenarbeiten, wo wir nur können.

Jene höhere Ansicht Eurer Kunst kann nur vom eigenen Genie ausgehen, und wenn Ihr dieses nicht zu ihr mitbringt, wenn sie Euch nicht angeboren ist, so werdet Ihr sie auch in keiner Schule erlernen, und der Salomonische Siegelring wird Euch ihre höheren Geheimnisse ewig verschließen.

Ob es nun jemals bei uns zu dieser Veredlung der Schauspielkunst kommen dürfte? — Ich zweifle. — Auch läßt sich eine Vereinigung von lauter Meistern nur von einem großen Hoftheater, das die Mittel, sie alle zu bezahlen hat, erwarten.

Mag dem aber auch seyn, wie ihm wolle, so bleibt es doch immer die Pflicht des Kunstfreundes, darauf hinzudeuten, wie es seyn sollte, zudem ist noch nie ein gutes Wort auf ganz unfruchtbaren Boden gefallen und wenn nur zwei oder drei es auffassen, so bieten sich schon die Hände dar und können in einander greifen, und es läßt sich ein kleiner Künstlerbund bilden, aus dem viel Gutes und Schönes für das Allgemeine hervorgehen mag! — Professor Dr. Schütz.